

Interview mit dem Soziologen Hartmut Rosa

Lernen durch Resonanz



©Anne Günther/FSU

Der gesellschaftspolitische Optimierungszwang scheint auch vor dem Thema Bildung nicht Halt zu machen. Alles muss auch da schneller und effizienter sein. Laut Hartmut Rosa aber ist der entscheidende Aspekt von Bildung die Beziehungsbildung. Er meint damit die Art und Weise, wie Menschen untereinander und zu den Dingen in Beziehung treten. Diese von ihm so genannte Resonanzbeziehung ist nicht planbar und braucht Raum für ein Sich-Einlassen genauso wie einen konkreten Ort, an dem dies geschehen kann.

Prof. Dr. Hartmut Rosa, Soziologe und Politikwissenschaftler, Direktor des Max-Weber-Kollegs der Universität, lehrt an der Friedrich-Schiller-Universität Jena

hartmut.rosa@uni-jena.de

Weiterbildung: Herr Rosa, die Welt um uns wird immer abstrakter, oder wie viele meinen, „bedienerfreundlicher“. Touchscreens steuern unsere Zugänge zur Realität, digitale soziale Netzwerke geben vor, unsere Freiheitsgrade zu steigern. Was lernen wir hier über die Welt um uns und welche Rolle spielt der konkrete Ort, an dem ich mich befinde, dabei?

Hartmut Rosa: Bei den meisten dieser „neuen“ Phänomene geht es ja um eine Form der Informationsaufnahme. Wir können hier auf verschiedene Weise mit der Welt in Beziehung treten und etwas lernen. Dieses In-Beziehung-Treten hat aber als Schlüsselement eine aktive, eine transformative Seite, die ich als Resonanzprozess bezeichnen möchte. Wir lernen dann wirklich etwas, wenn diese Auseinandersetzung, dieses Sich-Einlassen auf das Andere uns in gewisser Weise auch transformiert. Damit dies zustande kommt, müssen zwei Bedingungen erfüllt sein. Die eine ist, dass dieser Gegenstand, mit dem wir es zu tun haben, uns in irgendeiner Weise berührt. Das bedeutet, dass wir den Eindruck haben, der Mensch, die Situation, hat mir etwas zu sagen. Das ist die erste Bedingung, egal ob es um Geschichte geht, Musik oder was immer sonst noch. Die zweite Voraussetzung ist Selbstwirksamkeit. Ich kann mit dem, was ich hier aufnehme, was um mich ist, etwas machen oder kann eine andere Sichtweise, eine andere Möglichkeit eröffnen. Ich verwende hier die Vokabel „Mit-Hören und Antworten“. Das ist meiner Ansicht nach

das, was Lernen bedeutet. Ich höre etwas, eine Information, eine Idee, ich werde quasi angesprochen von etwas. Das kann ein Buch sein, ein Gedanke, ein Bild oder was auch immer. Etwas ruft mich an, ich antworte darauf und erfahre mich dabei als selbstwirksam. Gelernt habe ich aber erst dann etwas, wenn ich selbstwirksam darauf antworte und mich dadurch verändere. Das ist meiner Ansicht nach das Wesen jedes Lernprozesses.

Braucht es dazu einen erfahrbaren Ort, der diese Lernprozesse rahmt, oder sind diese Formen der Bezugnahme auf die Welt auch ohne eine konkrete Ortbeziehung, also zum Beispiel im digitalen Raum denkbar?

Also ich bin kein Gegner von Digitalisierung. Ich glaube nicht, dass wir das einfach abstellen oder dahinter zurücktreten können. In vielerlei Hinsicht hat das große Vorteile. Besonders da, wo es um Informationsbeschaffung geht, ist Digitalisierung hervorragend zu nutzen. Aber dort, wo Menschen lernen und aufeinandertreffen, hat dieses „Sich-anrufen-Lassen“ ganz häufig einen interaktiven Aspekt. Das hat etwas damit zu tun, dass wir in der Lage sind, andere Menschen zu hören und auf sie zu reagieren. Und das wiederum ist eine Voraussetzung, die wir im sozialen Leben erfahren und auch dort brauchen. In digitalen Prozessen bekommen Sie diese interaktiven Momente eben nur sehr selten oder vielleicht gar nicht hin, da verstummt

der Resonanzdraht. In pädagogischen Kontexten haben wir häufig Momente, durch Blicke oder Gruppendynamiken, wo diese Resonanz als aktive Bezugnahme entweder zu anderen Menschen oder zu Dingen wachsen kann. Diese unmittelbaren Bezüge sind die interessantesten Lernprozesse, wenn man wirklich feststellt, im Austausch verändern sich alle, die daran beteiligt sind. Und das bekommt man digital gar nicht hin. Dieser wesentliche Prozess der sozialen Unmittelbarkeit bedarf des Einlassens und der Transformation und deshalb auch eines konkreten Orts.

Lernen in einem solchen Resonanzraum, in dem sich die beteiligten Menschen und Dinge wechselseitig „zum Sprechen“ bringen, ist das heute im Kompetenzdiskurs nicht eine etwas irritierende Vorstellung?

Meine These ist ja eigentlich, dass es zwei problematische Konzeptionen von Bildung gibt. Bei der einen Konzeption geht es um Ausbildung. Ich muss mir Kompetenzen aneignen, damit ich in der Berufswelt bestehen kann. Und dann gibt es die Gegenthese der Subjekt-Bildung, wo ich meine Fähigkeiten und Neigungen ausbilden muss. Aber ich glaube, der entscheidende Aspekt von Bildung ist Beziehungsbildung, die Art und Weise, wie ich mit der Welt in Beziehung trete.

Wenn Resonanz eine Beziehung zwischen Menschen und Dingen herstellt, welche Rolle spielen hier zum Beispiel Effekte wie die soziale Verarmung sogenannter peripherer Gebiete? Vor allem ländliche Regionen, aus denen Menschen aus beispielsweise arbeitsmarktspezifischen Gründen vermehrt weggehen und wo oft alters- und berufshomogene Gruppen zurückbleiben, die den sozialen Resonanzraum prägen.

Diese Verarmung in sozialer oder auch altersstruktureller Richtung oder auch in Geschlechterhinsicht ist tatsächlich ein Problem dahingehend, dass dieser Anruf, sich zu verändern und zu transformieren und lebendig zu bleiben, vielfach durch das Fehlen von sozialen Bezügen ausbleibt. Das ist auch für Bildungsinstitutionen fatal. Dort, wo zuerst der Kindergarten schließt und dann die Schule, und in weiterer Folge andere gesellschaftliche Institutionen und Services abgebaut werden, baut auch das lebendige Leben, das eine transformative Kraft ausstrahlen kann, ab. Und deshalb vertrete ich schon lange die Auffassung,

dass genau da Migration helfen könnte. Vielen Regionen fehlt es heute zum Beispiel an jungem Leben, an Veränderung, an Entwicklungen, die an die Zukunft gerichtet sind. Mein politisches Credo lautet deshalb, dass man Infrastrukturpolitik mit Integrationspolitik verbinden muss. Man muss sich für neue Gruppen öffnen, die nicht als Nachteil für die Region gesehen werden dürfen, sondern als neuer dynamischer Faktor. Das darf man nicht nur den Menschen vor Ort überlassen, dafür muss es auch staatliche Garantien geben, dass die Infrastruktur in den Regionen aufrechterhalten werden kann, sei es im Kindergarten, in der Schule, die Buslinie und so weiter. Vieles davon kann von den Zugewanderten unterstützt oder selbst betrieben werden, sodass die neu Zuwandernden nicht als zusätzliche Belastung oder als Problem oder als Konkurrenten wahrgenommen werden.

Können Migrationsgeschichten so ohne Weiteres in einen neuen „Raum“ verpflanzt werden? Treffen hier nicht unterschiedliche Interpretationen von Ereignissen, Mythen oder Geschichten aufeinander, die den Ort in eine Passage verwandeln, wo man ein ständig Reisender, Zuschauer bleibt, ohne besondere Identität oder Beziehung – also keine Transformation, sondern nur noch Transition?

Das hängt ein bisschen mit dem Thema zusammen, das mich sehr interessiert, nämlich der Umgang mit Zeitstrukturen. Wenn ich unter hohem Zeitdruck stehe oder nur noch, wie Sie sagen, transitorisch von einem Ort zum anderen unterwegs bin, dann ist es extrem unwahrscheinlich, dass ich mit diesem Ort in eine Art Resonanzbeziehung trete. Weil, genau da begegne ich keinem anderen, mit dem ich interagieren könnte. Das ist dann ein stummes Weltverhältnis, also keines, von dem ich mich berühren oder transformieren lasse. Unter Zeitdruck ist es nicht nur unwahrscheinlich, dass es zu Resonanz kommt, sondern auch unklug. Wenn ich zum Beispiel ganz schnell zum Bahnhof muss, sollte ich mit wenig in Resonanz treten, denn wenn ich mich mit einer Sache beschäftige, die Selbstwirksamkeit und Transformation auslösen kann, kann ich nie sicher vorhersagen, wie lange sie dauert und was dabei herauskommt. Und genau diese Ungeplantheit, diese Offenheit, stellt ein extremes Spannungsfeld zu unserer Idee der Effizienzsteigerung und der Optimierung her und erschwert tenden-



ziell Resonanzmomente. Das gilt auch für Bildungsprozesse, wo man ständig versucht, die richtigen Stellschrauben zu finden, um die richtigen Kompetenzen zu erzielen.

Eine Entgrenzung von räumlichen und zeitlichen Bezügen unter rein ökonomischen Bedingungen kann demnach Resonanzverfahren erschweren, da statt Selbstwirksamkeit und Transformation Verkehrsnetze und Transiträume entstehen, die nicht Beziehung und Geschichte, sondern Einsamkeit und Ähnlichkeit fördern? Ist das die gesellschaftspolitische Dimension dieses Themas?

Ich glaube, dass die Gesellschaftspolitik derzeit unter dem Vorbehalt von Steigerungszwängen steht. Aktivieren, beschleunigen und optimieren, das sind doch die wesentlichen Elemente. Auch im Bildungsbereich, da sieht man sofort die Lenkungs- und Steuerungsabsichten. Dahinter wiederum steht eine institutionelle Verfasstheit unserer modernen Welt, die annimmt, sich nur durch Steigerung, durch

wirtschaftliches Wachstum erhalten zu können. Wir müssen alle irgendwie innovativ und schnell bleiben. Dafür muss die Politik Dinge verfügbar machen, was wiederum in der Logik der Quantifizierung endet. Das alles steht in Spannung zu dem, was ich Resonanzverhältnisse nenne. Weil eine Resonanzbeziehung auch mit diesem Moment von Unverfügbarkeit zu tun hat. Man weiß nicht, was dabei herauskommt und was das Ergebnis sein wird. Und deshalb würde ich sagen, es müsste uns im Gesamten gelingen, die Bedingungen für Resonanzverhältnisse zu verbessern. Das ist nicht mit einem politischen Programm zu erreichen, sondern es ist in der Gestaltung des Gemeinwesens auch auf die Art der Weltbeziehung zu achten. Gerade deshalb ist eine möglichst differenzierte Lernumgebung auch in peripheren Gebieten aufrechtzuerhalten, ohne dass nur die finanziellen Kostendimensionen im Mittelpunkt stehen. Lernen vor Ort bedarf der Angebote und der Entschleunigung, damit Menschen nicht permanent zueinander in Konkurrenz treten müssen.

Das Interview führte Rudolf Egger.